

wandel ist mehr als jede beschlossene und verbriefte Änderung ein Zeichen des inneren Lebens und organischen Wachsens des jungen europäischen Bundes.

Der Durchschnittsdeutsche neigt nur allzu gern zu Mißtrauen sowohl internationalen Instituten wie parlamentarischen Einrichtungen gegenüber. Eine in ihren Gründen nicht ganz klare Propaganda hat diese deutsche Neigung dazu benutzt, um im deutschen Volk, das in seiner großen Mehrheit die europäische Föderation herbeisehnt, das Vertrauen zu Europarat und beratender Versammlung, diesem ersten „internationalen Parlament“, zu erschüttern. Man hört zu viel von dem, was nicht erreicht wurde, und spricht zu wenig von dem, was schon getan ist. Der Europagedanke ist in Deutschland populär; es gilt jedoch, auch den ersten Versuch seiner Verwirklichung, den Europarat, populär zu machen. Er entspricht sicher noch nicht dem Ideal; doch dieses Ideal läßt sich, wenn überhaupt, nur in ihm und mit ihm, nicht gegen ihn erreichen. Nicht der verantwortliche Staatsmann, der das Mögliche anstrebt, sondern der Doktrinär, der Unmögliches fordert, ist heute der eigentliche Hemmschuh auf dem Weg zur europäischen Föderation. Vielen mag das Tempo der Regierungen zu langsam scheinen; Gegenparlamente und Volkstribunen bauen Europa nicht schneller.

Stern der Ungeborenen

Zum letzten Roman von Franz Werfel

Von RUDOLF LEDER S. J.

Der „Stern der Ungeborenen“ — ein „Reiseroman“ — ist Franz Werfels letztes Werk. Zwei Tage nach Vollendung des Manuskriptes, am 26. August 1945, starb der Dichter in Los Angeles (Kalifornien), nicht ganz 55 Jahre alt. Der Roman erschien 1949 im Berman-Fischer-Verlag Amsterdam (714 S., DM 16.—).

Franz Werfel starb in der Fremde. „Fremd sein“ — das war ihm seit langem vom Schicksal auferlegt. 1938 mußte er aus seiner zweiten Heimat, aus Österreich, flüchten. Sein Fluchtweg führte über Paris und Lourdes schließlich nach den Vereinigten Staaten. Er stammte aus dem deutschen bürgerlichen Prag. Er war Jude und hat sich bis zuletzt vom Judentum nicht trennen wollen.

„Mein Leben — immer wieder komme ich in eine unbekannte Stadt und bin fremd. Fremd sein — ein gewaltiges Handwerk, das Fleiß und Fertigkeit erfordert.“¹ Aber gerade aus diesem Dasein strömen die reichsten Impulse: „Manchmal ist mir so eigen ums Herz. Sei dir jeder Sekunde bewußt, so mahnt es in mir. Schreib womöglich alles nieder, was du fühlst und siehst.

¹ Zwischen oben und unten. Stockholm 1946, Berman Fischer Verlag, S. 311.

Du bist ja nicht ganz aus und in dieser Welt, sondern wie ein Gast verschollener Zeiten.“²

Schreib womöglich alles nieder! Und wie soll das geschehen? „Die Schriftsteller können sich nur in zwei literarischen Grundformen ausdrücken, in der Form des Unterhaltens und in der Form des Bekennens.“³ Die Bekenntnisform ist gewählt in dem 1944 abgeschlossenen kleinen Sammelwerk „Zwischen oben und unten“. Es enthält in Vorträgen und aphoristischen Betrachtungen die Weltanschauung des Verfassers. Aber der echte Ausklang seines Lebens bleibt der „Stern der Ungeborenen“. In derselben Zeit entstanden und gelegentlich zur Deutung heranzuziehen sind das „Lied von Bernadette“ und „Der veruntreute Himmel“.

„Wenn es Sache der Politiker und Rhetoren ist, die Intrigen des Alltags zu deuten, so besteht die Aufgabe der Dichter darin, die Fabelwesen auf den Inseln zu besuchen, die Toten im Hades, und die Ungeborenen auf ihrem Stern“ (Diodor).

Diesem Motto entsprechend findet sich F. W. — das bleibt sein Name; denn er selbst ist der Reisende und Berichterstatter — als „Gast verschollener Zeiten“ auf unserem Planeten wieder. Es ist „im 11. Weltengroßjahr der Jungfrau“, also etwa 100 000 Jahre nach unserer Zeitenrechnung.

Sein alter Schulfreund B. H., der schon oftmals Wiedergeborene, ist ihm als „Vergil“ beigegeben, da jener ihn ja selbst einer vornehmen Hochzeitsgesellschaft zuliebe aus dem Jenseits, wahrscheinlich aus dem Fegfeuer, herbeigerufen hat. Nun führt er ihn in die Errungenschaften der „astromentalischen Kultur“ jener fernen Zeit ein. Die Technik, vordem ein „primitiver Greuel“, ist völlig vergeistigt; denn der Mensch hat endlich Ernst gemacht mit der Erkenntnis, daß er „die geistige Mitte“ des gesamten Kosmos ist. Dieser Kosmos ist ihm in einer für uns unfaßbaren Weise dienstbar geworden. Die Atome gehorchen ihm und die fernsten Sternenwelten sind ihm nahe geworden. Er lebt ein Dasein, unbeschwert von allen niedrigen Belastungen, verwöhnt durch eine Friedenszeit von mehr als 20 000 Jahren, ungestört durch Leiden, und nach Überwindung aller Krankheiten jugendfrisch bis in das Alter von etwa 200 Jahren. Der Traum des Kommunismus ist endgültig erfüllt, aber auf ganz aristokratischer Grundlage. „Freilich, meine kommunistischen Freunde von damals aus den Anfängen der Menschheit hätten sich's nur ungern dergestalt träumen lassen. Eine Welt ohne rote Fahnen, ohne marschierende Massen, ohne heiser gekrächzte Redner, ohne dick bebrillte Atheisten, Panökonomisten, Materialisten, Maschinen- und Wissenschaftsanbeter ... eine Welt der feudalsten Vereinzelung, eine Welt der strengen Distanz, des Edelmaßes, der Gepflegtheit...“

Es gibt also auch keine Reichen und Armen mehr; jeder hat soviel Anteil an materiellen Gütern, wie er sich wünscht, und doch: „die Armut bleibt, auch wenn sie abgeschafft wird“. Es fehlt auch in dieser Welt nicht an einer

² Ebd. S. 309.

³ Ebd., Einleitung.

Gruppe von Verbitterten, „Mühseligen und Beladenen“. Denn Reichtum und Armut sind weniger Wirkung als innere Ursache menschlicher Lebenshaltung.

So wirken diese Menschen, jedenfalls die aristokratische Klasse, übertrieben zart und abgeklärt in einer spielerisch ausgeglichenen Selbstsicherheit. Wie beunruhigt in dieser überkultivierten Umgebung das Interesse des jugendlichen Bräutigams an den antiken Waffen, vom urzeitlichen Trommelrevolver bis zum ebenso schon längst veralteten Fernsubstanzzertrümmerer, der wie ein kleines Blasrohr aussieht! Ist es bereits die erste Bedrohung dieses gesicherten Friedens? „Wir könnten ganz zufrieden sein..., aber die Natur führt immer etwas im Schilde!“

Und außer diesen „Verschwörern und Waffensammlern“ erscheint noch eine andere, fast ängstlich geheimgehaltene, aber um so drohendere Gefahr. „Wir sind bedroht, und zwar grausamer und schrecklicher, als Sie es jemals waren.“ Es ist das „Dschungel“, ein „Rückfall der Natur“, das sich außerhalb der Grenze der astromentalen Panopolis beängstigend ausbreitet.

Wir genießen mit F.W. den ersten Abend im Geodrom der großen Weltplaza. Die „Abendsterne Heute“ bringen nach den Tagesnachrichten einen Disput um die „größte Streitfrage aller Zeiten“: Der Beweis für das Dasein Gottes, aus dem Lebensdrang aller Geschöpfe, ein Beweis der ewigen Güte des Weltenschöpfers, findet des Dichters schiedsrichterliche Zustimmung. Die Geschöpfe wollen leben — „trotz allem“! „Gott ist zu groß, als daß die menschliche Sprache sein Dasein beweisen könnte. Seine Haupteigenschaft, die Allgüte, beweist die Kreatur durch sich selbst, indem sie trotz Schrecken, Siechtum, Leid und Tod lieber ist als nicht ist.“⁴

F.W. hat die Ehre, vom Weltballpräsidenten, dem maior domus mundi, empfangen zu werden. Dieser ist durch ein kompliziertes, astrologisch-psychologisch-erbbiologisches Ausleseverfahren gänzlich gegen seinen Willen zu seinem hohen Amte gekommen. Als Eigenschaften, die ihn zum Herrscher jener Zeit geeignet machen sollten, wurden unter anderem gefordert: langsames Denken, Hang zu Träumerei, Sehnsucht nach Einsamkeit. Gerade dieses Fehlen des Tatsachen- und Machtsinnes war erste Bedingung, „um den machtsirebenden Typ von der Macht zu verdrängen, und um alle Tyrannis und Despotie radikal zu brechen.“

Später erfährt F.W. von seinem Freunde einiges aus der Weltgeschichte der vergangenen 100000 Jahre, von kriegerischen Zeiten, von Epochen des Friedens und der charakteristischen Entwicklung der Völker. Man höre: „Rußland am Ende des 20. Jahrhunderts: Auf dem Roten Platz in Moskau. Die Glocken donnerten von den Kathedralen, der orthodoxe Klerus in seiner ganzen byzantinischen Pracht folgte dem uralten Metropoliten mit der heiligen Ikone der Gottesmutter. Dem marxistischen Klerus war nichts anderes übriggeblieben, als sich ebenfalls in rote Dalmatiken zu kleiden. Doch

⁴ Zwischen oben und unten, S. 344.

obwohl die Gegenprozession aus dem Kreml sehr glanzvoll war und die jungen marxistischen Ministranten Inzensgefäße mit Desinfektionsrauch schwangen, und Hymnen von gereimten Statistiken ertönten, konnte sie sich doch nicht an Pracht mit der anderen Prozession vergleichen.“ Man feierte die Wiedervereinigung der orthodoxen Kirche mit Rom.

Und Tausende von Jahren später: „Das Geburtsland des neuen Mystizismus war wirklich und wahrhaftig Nordamerika. Damals entstanden in Amerika einige nervöse Krankheiten, z. B. die Tachyphobie und Plutophobie. Die Amerikaner konnten mit einemmal keine Geschwindigkeiten mehr vertragen. So überwandten sie die primitive Technik der rasenden Fortbewegungsmittel auf der Erde, in der Luft und im Weltenraum vom Geiste her. Die Plutophobie war eine Art Hautkrankheit, die der Anblick von Wechseln, Aktien, Hypotheken und Geschäftskontrakten hervorrief. So regte sich zum erstenmal die Idee des reinen, inhaltlosen Spiels als Lebenszweck.“

Der zweite Tag macht den Gast verschollener Zeiten mit anderen Mächten des öffentlichen Lebens bekannt. Da ist zunächst „der Arbeiter“ im Tal der irdischen Quellen und himmlischen Kräfte, dessen sonnenhaftes Riesengeschlecht in sympathischer Jovialität die astromentale Menschheit aus der sideralen Materie mit allen Bedürfnissen versorgt.

Da wird F.W. zum Großbischof geleitet, zu dem er nur Zutritt erlangt, nachdem er einen kräftigen Exorzismus erfahren hat.⁵ Oh, dieser Exorzismus, der beim Satan beginnt und die Irrlehren aller Jahrhunderte bis über das 20. Jahrhundert hinaus geißelt! „... hängst Du an den Philosophen, die sich Positivisten nennen, weil sie von nichts als vom großen Negativum überzeugt sind, ... an dem Verneiner Gottes aus Wehleidigkeit, Schopenhauer, ... an dem Aufrührer Nietzsche, der vom Anfang zum Ende, er reiße und tobe wie er wolle, ans Kreuz des Gekreuzigten mit Eisenketten geschmiedet ist, weshalb er genannt sei der Kettenhund Christi, der die Gläubigen verbellt ...“

Der gütige Bischof fällt sein Urteil über die Kultur der astromentalen Zeit: „Was Sie Fortschritt nennen, bester Sohn, ist nur der verzweifelte Aberglaube, daß etwas, das fällt, in die Höhe fallen könnte ... Sind wir uns darüber einig, daß unsere Voreltern im Paradiese gesündigt haben? ... Dann sind wir uns also auch darüber einig, daß die ganze menschliche Geschichte die Folge des Sündenfalles ist. Mögen im 19. und 20. Jahrhundert die Zustände noch so bejammerungswürdig gewesen sein, sie waren immer noch um hundert Jahrtausende besser als die heutigen, die Ihnen so sehr imponieren. Die alten Zivilisationen haben wenigstens das Leiden und den Tod auf sich genommen und damit dem Fluch des Erzengels Rechnung getragen. Die heutige Zivilisation aber, die sich selbst die astromentale nennt, ist der betrügerische und raffinierte Versuch, jenem Fluch durch tückische Machen-

⁵ „Der große historische Exorzismus, der sich Christentum nennt, scheint von Tag zu Tag weiter zurückzuweichen, und die Dämonen sprengen mit schrillum Stimmengewirr ihre Fesseln“ (Zwischen oben und unten, S. 310).

schaften zu entgehen, jenem Fluch, der uns befiehlt, das Brot der Erde im Schweiß unseres Angesichtes zu essen und demütig zum Staube zurück-zukehren, der wir sind.“

Da ist „der Jude des Zeitalters“, Vater und Sohn. Der Vater der Abgesonderte, ewig Wartende, widerspruchsvoll in sich, seinem eigenen Warten nicht recht glaubend. Der Sohn, der Assimilant, inmitten der astromentalen Kultur mit ihrer Zerstörung rechnend, voll zynischer Begier, den Beginn des „Neuen“ zu erfahren, auf das er alle seine Karten setzt.

Da ist der „Djebel der Chronosophen“, jener gewaltige, künstliche Berg, der ein menschliches Auge darstellt. Von ihm aus durchheilen die untersten Schulklassen das kleine Intermundium, die Welt der Planeten; die fortgeschrittenen „Sternwanderer“ lernen die allerfernsten Räume kennen; die „Verwunderer“ sind von Schauern der Ehrfurcht ergriffen über die gewaltigen Wunder der Schöpfung, die allüberall sich gleichen, sei es auch eine kleine Wiesenblüte oder ein Kieselstein; die „Fremdfühler“ werden von unaussprechlicher Sehnsucht verzehrt nach der erdenfernen, nie erreichten wahren Menschenheimat: „sie fühlen das ganze materielle All als Exil.“ Ihr Oberhaupt, der „Hochschwebende des Zeitalters“, beantwortet F.W. die drei gestellten Fragen, zuletzt die nach dem wichtigsten Augenblick seines Lebens.

Diese Kapitel über den Djebel sind einzigartig in unserer Literatur. Wohl kommen hier astrologische Neigungen des Dichters maßvoll zur Geltung, aber seine übersprudelnde Lust am Fabulieren reißt uns einfach mit. Entzückt folgen wir ihm mit der untersten Schulklasse auf seinem Ausflug zu den Planeten (Johannes Evangelist (Merkur) und Apostel Petrus (Jupiter)). Der „kosmische Übermut“, der sich in dem zum „Himmelskörper“ Gewordenen beim Kometenturnen einstellt, weicht einer entsetzlichen Angst in der Verlorenheit auf dem „Apostel Petrus“. „Ich dachte in der letzten Sekunde an die heilige Kraft, die mich nicht nur einmal im Leben gerettet hatte, und es ertönten auf dem ungefestigten Riesenplaneten zum ersten Male seit Erschaffung der Welt diese lateinischen Worte aus einem irdischen Munde: „Ave Maria, gratia plena, Dominus Tecum!“ Auch sonst bekennt sich der Dichter zu Maria. So im Gespräch in der Dorfkirche des „Dschungels“. F.W. wird gefragt: „Ist das die heilige Mutter Gottes?“ „Ja, die Mutter Gottes mit dem Kinde!“ „Und Sie glauben an sie?“ „Glauben ist ein falsches Wort, in meinem Fall. Ich weiß, daß sie mir geholfen hat, wo immer sie lebt.“ Das ganze „Lied von Bernadette“ ist ein Lied zu Ehren derjenigen, die in Lourdes erschien.

Über die astromentale Welt bricht das oft schon geahnte Unheil herein. Das „Dschungel“ wird durch eine unerhörte Herausforderung der Verschwörer und Waffensammler zum Kampfe genötigt. Wie so oft siegt die unterlegene Kultur, die Barbarei. Nun ist die Zeit für die Auslese der astromentalen Menschheit gekommen, den „letzten Gang“ freiwillig anzutreten. Es ist der Gang in den „Wintergarten“, der im Uterus Matris Terrae gelegen ist. Hier wird in einer wissenschaftlich erprobten Retrogenese, der voll-

kommensten Euthanasie, dem Tode, den man nicht einmal mit Namen nennen darf, „jeder Schrecken genommen“. So lautet jedenfalls die Verheißung. „Der Wintergarten bringt das einzig erträgliche, kultivierte, komfortable Ende aller menschlichen Dinge . . . : ein reiner und heiliger Prozeß . . . , der so schön ist, daß die Toten untröstlich sein sollen, ihn nicht wiederholen zu dürfen.“ Aber welch grauenhafte Lüge und Enttäuschung! Der Gang durch den Wintergarten wird zum schaudervollsten Inferno! Welch grausamer Hohn, dem der Mensch hier ausgeliefert ist, wenn er unbußfertig ein sanftes Erlöschen suchte! Wie ein Wunder erscheint F.W. die Rückkehr aus dieser grauen, nebelhaften Hölle. Alle Mythen der Todesangst und jegliche höllische Abscheulichkeit haben hier neuen Ausdruck gefunden.

Zurückgekehrt erleben wir die Vernichtung des Djebel durch sinnlose Selbsterstörung astromentaler Verschwörer. Der kleine Sternentänzer aus der untersten Schulklasse der Chronosophen stirbt freiwillig seinen qualvollen Opfertod, gesegnet von dem Gebet des Bischofs. Dieser empfängt F.W. zu einer letzten Aussprache und enthüllt ihm den anderen Teil jener Wahrheit, die er ihm zuvor offenbarte: „Die andere Hälfte der Wahrheit ist sehr einfach, mein Sohn: wir entfernen uns nicht nur von Gott durch die Zeit, sondern wir nähern uns auch Gott durch die Zeit, indem wir uns vom Anfang aller Dinge weg und dem Ende aller Dinge zu bewegen . . .“ Also nicht nur ein Fall von Gott ist die Geschichte der Menschen, durch die Schuld, sondern gleichzeitig auch eine Rückkehr zu Gott, wenn Gottes Erbarmen im Gehorsam gesucht wird. Dann wird der Fall zur *felix culpa*.

Wenige Tage nach Vollendung des Manuskriptes dieses „Reiseromans“ ist Franz Werfel gestorben. Sein Buch wurde ein Lebensspiegel in unbeschreiblicher Fülle und Weite. In der „Form der Unterhaltung“ hat er hier sein eigenes Dasein gestaltet. Wer ist dieser Mensch, der Verfolgung gelitten und jede Spur von Bitterkeit überwunden hat? In der blühenden Reichhaltigkeit seiner Bilder und in der unermesslichen Spannweite seiner Gedanken sieht er den ganzen Kosmos und die ganze Geschichte der Menschheit erhellt von der schöpferischen und erbarmenden Güte Gottes. Sein unwiderstehlicher Humor hinterläßt als bleibende Wirkung echte gelöste Heiterkeit. Selbst sehr kritische Leser werden ihm die sorglos plaudernde Weitschweifigkeit seiner Schilderungen und Betrachtungen gern verzeihen. Vielleicht schwingt hier vieles mit von dem Barock seiner österreichisch-böhmischen Heimat. Ja sogar kleine Nachlässigkeiten des Ausdrucks werden wir mit in Kauf nehmen. Franz Werfel kann auch sehr streng und stilgerecht schreiben.⁶ Hier, wo er sich manchmal gehen läßt, erscheint er um so mehr als der Suchende, der niemals den Anspruch macht, als Vollendeter zu gelten. Gewiß ist viel Parodistisches in seinem Werk. Aber niemals nimmt er von der lebenswürdigen und geistvollen Kritik sich selbst aus. So wird er

⁶ Vgl. „Die 40 Tage des Musa-Dhag“ (1932), das Schicksal des christlichen Armeniervolkes im Jahre 1915.

zum milden Anwalt aller ehrlichen Schwachheit und ist berechtigt, den Spiegel tiefster Wahrhaftigkeit, in dem er sich selbst schaut, auch anderen vorzuhalten.

Dieses Lebenszeugnis wird aber erst erschlossen, wenn man seine Bekenntnisse würdigt, die in dem Buch „Zwischen oben und unten“ 1938/1944 gesammelt sind. Sie bilden einen ungewollten Kommentar zum Verständnis. Zusammen mit seinen letzten Schriften „Lied von Bernadette“ und „Der veruntreute Himmel“ geben sie ein klares Bild seiner reifsten Erkenntnisse und seiner Lebensweisheit.

Franz Werfel schrieb: „Ich habe es gewagt, das Lied von Bernadette zu singen, obwohl ich kein Katholik bin, sondern ein Jude. Eines Tages, in meiner großen Bedrängnis, legte ich ein Gelübde ab ... Den Mut zu dieser Schrift aber gab mir ein weit älteres und viel unbewußteres Gelübde. Schon in den Tagen, da ich meine ersten Verse schrieb, hatte ich mir zugeschworen, immer und überall durch meine Schriften zu verherrlichen das göttliche Geheimnis und die menschliche Heiligkeit, ungeachtet des Zeitalters, das sich mit Spott, Ingrim und Gleichgültigkeit abkehrt von diesen letzten Werten unseres Lebens“ (Lied von Bernadette, Einleitung).

Diesem Streben ist er immer treu geblieben. „Wenn ich mich bereits in jugendlichem Alter losreißen durfte von diesem mentalen Dunstkreis (— gemeint ist das liberale, naiv-fortschrittsgläubige Bürgertum und der religiöse Nihilismus jener Jahre —), so verdanke ich es nach Gott vor allem meiner Liebe und meinem Hange zur Dichtkunst, der sich von Anbeginn an gegen die leere Seichtigkeit der materialistischen Weltdeutung empörte ... Der Abscheu und dieses Entsetzen vor der Leugnung einer geistigen Welt geht bei mir bis in die Jugend und Kindheit zurück. Wenn ich als junger Mensch durch die Straßen der Städte ging, da war mir's, als müßte ich all diese dahinhastenden Leute mit ihren stumpfen Gesichtern festhalten und ihnen zuschreien: so bleibt doch stehen und denkt einmal nach, und kostet es aus, dieses ungeheure Woher, Wohin, Warum?“ (Zwischen oben und unten, Einleitung).

Diesen geistigen Hunger und Durst nach Wahrheit hat Werfel besonders zum Gegenstand der kleinen Erzählung gemacht, die „Der veruntreute Himmel“ heißt und die Geschichte der böhmischen Magd Teta Linek enthält. „Unsere Seelen wollten nicht mehr an ihre Unzerstörbarkeit glauben und damit an ihre ewige Verantwortung. Der veruntreute Himmel ist der große Fehlbetrag unserer Zeit! Seinetwegen kann die Rechnung nicht in Ordnung kommen, weder in der Politik, noch auch in der Wirtschaft; denn alles Menschliche entspringt derselben Quelle.“ Im „veruntreuten Himmel“ steht der kleine Dialog:

Kaplan: „In Teta Linek war ein ganz großer Durst nach Ewigkeit und Seligkeit —“

F. W.: „Warum sagen Sie Durst, was beweist der Durst? —“

Kaplan: „Der Durst beweist die sichere Existenz von Wasser!“

Gottes Existenz erscheint unzweifelhaft bewiesen. „Die Sünde wider den Heiligen Geist besteht darin, daß der Mensch, über das Mikroskop gebeugt, nicht nur von Gott wegschaut, sondern ihn geflissentlich aus Bewußtsein und Erinnerung stößt.“ Und Gott ist nicht der Gott des Pantheismus: „Die dümmste aller Erfindungen des nihilistischen Denkens ist der sogenannte unpersönliche Gott... die armseligste Spiegelung technisierter und denk-matter Gehirne.“

X Die Entscheidungsfrage „Was haltet ihr von Christus, wessen Sohn ist er?“ hat Werfel nicht übersehen. Jesus Christus ist für ihn das fleischgewordene ewige Gotteswort, die Wahrheit und das Leben. „Die Juden sind das fleischliche Zeugnis für das Wort vom Eckstein, den die Bauleute verworfen haben. Wenn Christus die Wahrheit und das Leben ist, dann sind die Juden das unverwüßlichste Zeichen der Wahrheit im Fleische. Jeder Jude aller Art und Epochen hat als Glied des Judentums Jesus Christus verkannt, die von Gott angebotene Hand der Erlösung ausgeschlagen, dadurch das endgültige Weltheil verschoben und als zweiter Adam das Paradies, das schon vor der Türe stand, neuerdings verspielt... Dennoch: Israels Seele war und ist der Hohlspiegel, der die Strahlen der Gottheit hinaus in die Dunkelkammer der Welt reflektiert. Israel war nicht nur, sondern ist immer die Perlmuschel, so wie Christus immer die Perle ist.“ Es ist das ergreifendste Kapitel in seinen Bekenntnissen: „Christus und Israel.“ Hier ist aus erschütterndem Erleben und gläubigem Scharfsinn Endgültiges geahnt und ausgesprochen.

Die Kirche ist für Werfel die Una Sancta Catholica et Apostolica. Sie überdauert alle Zeiten, sie erlebt die Rückkehr aller Getrennten und die Aufhebung aller Spaltungen, und diese Kirche ist die Papstkirche. Wie kann sich Werfel wundersam in Herz und Sinn der Gläubigen hineinversetzen: „Die weiße Gestalt dort! Man möchte die Augen schließen vor ihr. Der ‚Diener aller Diener Gottes‘ lautet ihr schönster Titel. Tu es Petrus! Ja, von Petrus zu Pius reicht die ungebrochenste Linie der ganzen Weltgeschichte. In Pius ist Petrus und mehr als Petrus. Du Hoherpriester, der du zurückreichst in die unerschöpfliche Tiefe der Zeiten, der du fast zweitausend Jahre alt bist als Träger deines Amtes, hilf uns Verlorenen, führe unsere Sache; denn du mußt die einzige Macht auf Erden sein, die gut ist und von Gott“ (Der veruntreute Himmel).

Das menschliche Dasein enthüllt dem Dichter seine tiefsten Wurzeln: der Mensch ist die geistige Mitte des Kosmos — „alles ist des Menschen wegen geschaffen, damit es ihm helfe zu seinem letzten Ziele“ (Ignatius von Loyola). Diese Erkenntnis ist im „Stern der Ungeborenen“ selbstverständlicher Allgemeinbesitz der Gläubigen und der Weisen geworden. In den Bekenntnissen steht eine Unterhaltung mit dem ungläubigen Astronomen. „Wenn schon die Erde nach Ihren Worten eine Anomalie ist“, fragt der Dichter, „was ist dann erst die Menschheit? ... Als ich von dem Gelehrten schied, erkannte ich, daß die Wissenschaft mich im Glauben wider Willen gestärkt

hatte. Wenn die Erde wirklich die abnormalste aller Anomalien ist, so kreist sie schon aus diesem Grunde in der innersten Mitte des Universums, die nur eine geistige Mitte sein kann, weil ja alle Raum- und Zeitmaße innerhalb des Universums sinnlos sind. Und wenn die Menschheit wirklich der große Ausnahmefall ist, wie leicht müßte es jedermann zu glauben fallen, die Menschheit sei die Krone und der Zweck der Schöpfung, und Gott habe von Anfang an beschlossen, nicht Sirius oder Kassiopeia zu werden, um sich in der Kreatur zu verkörpern, sondern etwas weit Selteneres, Größeres und Kostbareres, nämlich ein Mensch“ (Zwischen oben und unten).

Auch Schuld und Verantwortung im persönlichen Dasein hat Werfel gläubig gesehen. Nicht nur ist die menschliche Geschichte ein steter Abfall von Gott, in der nur das göttliche Erbarmen die *felix culpa* wirkt. Auch die Enthüllung der wichtigsten Begebenheit seines Lebens besteht in der Aufhellung einer längst vergessenen Schuld an einem anderen Menschen. „Der wichtigste Augenblick ist der beziehungsreichste.“ Und der Gang durch den „Wintergarten“ ist eine einzige schauerliche Offenbarung der verborgen gebliebenen Sünden: „Der Verdammte wohnt darum nicht weniger in der Hölle, weil er nicht an sie glaubt.“

Das Wort vom Sterben war verpönt in der Welt der astromentalen Kultur. Nichts anderes kommt darin zum Ausdruck als die Haltung des Menschen unserer Zeit. „Weißt Du, warum wir modernen Menschen verdammt sind? ... Mit dem Leben kommen wir alle glänzend aus, ekelhaft glänzend ..., mit dem Gegenteil aber kommen wir nicht aus, keiner von uns. Wann würde endlich der Tag kommen, an dem auch wir modernen Menschen, nicht mehr zur spitzfindigen Geistlosigkeit verurteilt, uns endlich einordnen könnten, ohne Vorbehalt und überhebliche Nebengedanken, in einem klarleuchtenden Weltenbau, der von unten bis oben reicht. Was stand uns noch bevor! Welche Strafen wird dieser furchtbare geistige Mangel noch über uns verhängen!“ (Der veruntreute Himmel.)

Dies alles bekennt ein ringender, im Leid nicht gebrochener, in allem Haß liebender und lebensfroher Mensch. Er läßt sich von der Wahrheit führen, Schritt für Schritt näher zu Gott, hin zu Christus, hin zur Kirche. Er bleibt bescheiden und demütig im Bewußtsein seiner unvollendeten Erkenntnis.

„Sie werden erkannt haben, daß ich jedem Glauben, vor allem aber dem katholischen mit größter Verehrung und Liebe zuneige. Aber das ist der Unterschied zwischen uns: Sie haben einen festen und ich habe einen wirren Glauben ...“ (Der veruntreute Himmel).

Was war es, das ihn hinderte, die Schwelle zu überschreiten? War es eine dieser Verworrenheiten, die gleichzeitig aber auch das Zeugnis eines sehr edlen Herzens sein könnte? „Ein Jude, der vor das Taufbecken tritt, desertiert. Erstens aus der Partei der Schwachen, der Verfolgten. Dieser Schritt erscheint zumindestens nicht sehr edel und generös, selbst wenn er dem eigenen Seelenheil gelten mag. Derselbe Jude aber desertiert auch aus Israel bis in die Tiefen zu Abraham, Isaak und Jakob hinab. Wie unfassbar schwer

ist es, zumal für einen Religiösen, dem Gottesvolke den Rücken zu kehren, das sich herangelitten hat von Abrahams Verfolgung in Ägypten bis zur Ghettoschlacht im Warschau des Jahres 1943, ewig hingemordet um seines Gottes willen.

Drittens aber desertiert dieser Jude Christum selbst, da er in Willkür sein historisches Leiden, die Buße für die Verwerfung des Messias unterbricht und in einer eiligen Weise dem Erlöser an die Seite tritt, wohin er vielleicht nach dessen heiligem Willen gar nicht gehört, zumindest noch nicht, und nicht jetzt und hier“ (Zwischen oben und unten).

Unergründliche Tragik! In der Schau des Dichters, im Bekenntnis des Gläubigen, im Ja zur schicksalhaften Bindung an Israel hat Franz Werfel tief und klar das Wesen des Volkes dargestellt, dem er selbst angehörte, das er nicht das „auserwählte“, sondern das „ausgesonderte“ nennen wollte.

Wer wollte sich ein Urteil über diese Entscheidung anmaßen, die für ihn selbst endgültig werden sollte. Es gibt ein Wort, das der Prophet von der Tochter Sions sprach:

„Siehe, ich will sie locken,
in die Wüste sie führen,
zu Herzen ihr reden:
das Tal der Trübsal mach ich ihr
zur Pforte der Hoffnung“ (Osee 2, 16f.).

Franz Werfel hat den Gang in die Wüste angetreten und oftmals auf das Wort des Herrn von Herzen geantwortet. So mag die Gnade ihn auch über die Schwelle der letzten Pforte geleitet haben.

Auf Sternensuche im Pamirgebiet

Von NIKOLAUS GURJEW

Staub und Rauch erfüllen die Luft der Ebenen, der Städte, und das aufdringliche Licht der Neon-Reklamen verdunkelt in den Nächten das Leuchten der Sterne. Deshalb hat der moderne Astrophysiker, mehr noch als der Astronom der Vergangenheit, Sehnsucht nach den Höhen der Berge, die ihm Ausblick geben zu klarem, reinem Himmel.

Der Durchsichtigkeits-Koeffizient der Luft fällt in den großen Städten um 55 Prozent, er steigt bei günstigen Bedingungen in Gebirgen bis 93 Prozent. Allerdings genügt dies für den Astrophysiker noch nicht; denn er braucht viele Nächte klaren Himmel und, was nicht minder wichtig ist, ruhige Luft. Deshalb befinden sich auch die meisten modernen Sternwarten auf über 1000 Meter Höhe, durchschnittlich auf etwa 1700 Meter ü. d. M. Eine der höchstgelegenen, die Station des Potsdamer astro-physikalischen Instituts bei La Paz (Bolivien, Anden), fast 3700 Meter hoch, bestand leider nur bis 1928.